

## Der Aussteiger

Hier also lebt Bettina. Ich stelle den Motor ab, öffne die Fahrertür, spüre sogleich die warme Sommerluft auf meiner Haut und bleibe noch einen Moment im Wagen sitzen. Das von überall an mein Ohr dringende Summen und Zirpen ist dem Stadtrauschen nicht unähnlich. An das viele Grün müssen sich meine Augen erst gewöhnen. Der Schotter unter meinen Füßen knirscht, als ich aussteige. Das einsetzende Zwitschern klingt aufgebracht, als würden mich die auf der Regenrinne sitzenden Spatzen des Landfriedensbruchs beschuldigen.

Das Haus ist eher ein Häuschen. Die Witterung hat der hellblauen Mauer schon ziemlich zugesetzt, teils sind Putzstücke abgeplatzt, teils schimmern Stellen grünlich. Vielleicht wirkt es auch deshalb so klein, weil es von zahlreichen knorrigen Obstbäumen regelrecht umstellt ist. In meiner Vorstellung ergaben ihre Schilderungen ein verträumtes Häuschen mit einer Wiese und ein paar Blümchen rundherum. Fast bin ich versucht zu sagen, sie hätte mich auf diese totale Abgeschlossenheit vorbereiten müssen. Was mich vor allem stört, ist der Wald, der mit seinen schroff aufragenden Baumriesen aufdringlich nahe an das Grundstück heranreicht.

Ich ermahne mich, mir Bettinas Lächeln vorzustellen und wie sie mich gleich in die Arme schließen wird. Um ehrlich zu sein, kann ich es kaum noch erwarten. Ich sei der andere, der fehlende Zinken ihrer inneren Stimmgabel, hat sie einmal zu mir gesagt. Freilich hört sich so ein Satz später, wenn man an ihn denkt, schräg und kitschig an. Aber irgendwie trifft er genau das, was ich empfinde. Allein an sie zu denken reicht aus und schon geht es los mit den Schwingungen.

Ich nehme die Sporttasche vom Rücksitz. Das riesige Hartschalending, mit dem ich normalerweise verreise, hätte den Eindruck erweckt, ich würde irgendwelchen Ballast mit mir herumschleppen. Es sei nur ein Wochenende und werde meiner Feinstaublunge guttun, höre ich Bettina sagen und wie ich da-

rauf mit einem Lachen reagierte, um meine Zweifel zu kaschieren. Denn ob wir es wollen oder nicht, dieses erste gemeinsame Wochenende wird auch so eine Art Test für unsere noch junge Beziehung. Und entweder verwünschen wir den Montag, weil er uns wieder trennt, oder er wird zum Sicherheitsnetz, das uns wie gefallene Trapezkünstler vor einem Aufprall bewahrt.

Ich ziehe eine tiefe Brise Waldluft in die Nase und halte für einen Moment den Atem an. Gleich werde ich Daniel kennenlernen. Vermutlich hat Bettina ihm schon viel von mir erzählt. Von ihm weiß ich eigentlich nur, dass er siebzehn ist, ihre Augen hat, dass er klug sein soll, eher ein Einzelgänger, und dass er gerne draußen spielt. Letzteres klingt für mich nicht nach einem Siebzehnjährigen, wie ich ihn mir vorstelle. Aber wenn es stimmt, muss das hier so etwas wie der Garten Eden für ihn sein.

Die Haustür hat einen dunkelblau geriffelten Glaseinsatz. Bewegungen kann ich dahinter keine ausmachen. Ich stelle mich unter die schmale Holzüberdachung und hebe den rechten Daumen auf Höhe des Klingelknopfes. Seine abgewetzte Oberfläche lässt mich an einen Flusskiesel denken. Darüber wiederum muss ich schmunzeln, noch vor ein paar Minuten wäre meinem Stadthirn so ein Vergleich nie eingefallen.

Und wenn Daniel die Tür öffnet? Diese Möglichkeit erscheint mir augenblicklich am wahrscheinlichsten. Kinder, die gerne draußen spielen, sind neugierig, und Bettina wird mit ihm kein Wettrennen austragen, nur um als Erste die Tür zu öffnen. Mein noch immer ausgestreckter Daumen sinkt etwas nach unten. Ich übe mein souveränes Lächeln. Keinesfalls will ich ihm einen ängstlichen Gesichtsausdruck entgegenhalten.

„Soll ich noch warten oder darf ich die Tür schon aufmachen?“

Obwohl ich mich ertappt fühle, bringt Bettinas Stimme sogleich Erleichterung. Bevor ich antworten oder läuten kann, was jetzt absurd wäre, öffnet sich die Tür.

„Endlich“, sagt sie, macht einen Schritt auf mich zu, legt ihre Arme um meine Hüften und küsst mich. Es ist ein langer und

leidenschaftlicher Kuss, der mir zwischendurch Gelegenheit bietet, ins Hausinnere zu blinzeln. Aber da ist niemand. Bettina scheint ohnehin nicht zu befürchten, dass ihr Sohn uns beobachten könnte. Nur so kann ich mir ihre Hände auf meinen Pobacken erklären. Was mich dazu ermutigt, meine Finger unter ihr T-Shirt zu schieben und mich Wirbel für Wirbel den Rücken nach oben zu arbeiten. Gerade als ich mir sicher bin, wir würden es gleich hier auf der Schwelle tun, lässt sie von mir ab, grinst schelmisch und zieht mich ins Haus. Verleitet durch diese Begrüßung, sage ich etwas, das ich so eigentlich gar nicht sagen wollte.

„Es ist einfach traumhaft und so angenehm ruhig.“

Ihre Freude ist unübersehbar. „Ja, finde ich auch. Hier kommt man ganz schnell runter, du wirst ja sehen.“

Im Haus ist es ansprechend kühl. Was sicher an den kleinen Fenstern liegt, die wenig Sonne hereinlassen. Die Fußböden knarren, die dunklen Holzmöbel wirken für meinen Geschmack etwas zu altbacken, und von den farbenfrohen Bildern hätte ich das eine oder andere nicht aufgehängt. Überhaupt ist alles völlig anders als gedacht, aber ich muss zugeben, dass man diesem Waldhäuschen einen gewissen Charme nicht absprechen kann.

Bettina meint, ich solle mich ruhig umsehen und wie zu Hause fühlen. Dann küsst sie mich erneut, dieses Mal nur kurz, weil der Abschied nicht lange währen wird, und schiebt mich ins Wohnzimmer. Neben einem wuchtigen Bücherregal hängen Babyfotos. Daraus zu schließen, wie Daniel heute aussieht, ist unmöglich – außer er trägt immer noch Glatze. Das einzige moderne Möbelstück im Raum ist eine beigefarbene Ledercouch, die mir inmitten der anderen Sachen wie eine Insel vorkommt. Ich lasse mich auf ihr nieder und bin sofort von ihrem anschmiegsamen Wesen eingenommen. Als Bettina mit Kaffee und Apfelkuchen zurückkehrt, bleibt sie in der Tür stehen und grinst, weil meine Hand zärtlich über die Armlehne streichelt. Vorausgesetzt, ich könne mich irgendwann wieder von der Couch trennen, meint sie, würde sie später gerne einen Spaziergang mit mir

unternehmen.

Als wir uns an dieses Vorhaben erinnern, dämmt es draußen bereits und wir sind uns einig, dass es nun zu spät dafür ist. Um ehrlich zu sein, habe ich auch Daniel völlig vergessen, bis kurz darauf, begleitet von einem Quietschen, die Terrassentür hinter uns aufgeht. Bevor wir uns entwirren und erheben können, wandern Schritte um unsere Insel herum. Verwundert bemerke ich, dass Bettina entspannt bleibt, was mir nicht gelingt. Zum Glück sind wir halbwegs ordentlich angezogen, denke ich noch, und lasse es sein, mein Hemd überhastet in die Hose zurückzustecken. Dann steht er vor uns. Ein blond gelockter Siebzehnjähriger, nicht viel kleiner als ich, aber deutlich sportlicher gebaut, mit wachen Augen, mäßig dichtem Bartflaum und einer nicht zu übersehenden nahtlosen Bräune. Zugegeben fassungslos starre ich auf sein imposantes Geschlechtsteil, das träge hin und her pendelt. Endlich löst sich Bettina von mir und nun kann auch ich mich aufsetzen.

„Wie war der Sonnenuntergang?“

„Schön“, sagt Daniel und sieht mir nun direkt von oben herab in die Augen.

„Es gibt nicht weit von hier einen Felsen“, erklärt Bettina an mich gewandt. „Auf dem kann man die herrlichsten Sonnenuntergänge bis zur letzten Sekunde auskosten.“

Ich nicke, als würde ich irgendetwas von dem, was sie gerade erzählt hat, nachvollziehen können. Das Unbehagen, auf Augenhöhe mit Daniels Schwanz zu sein, ist mittlerweile so groß, dass ich aufspringe.

„Ich bin Matthias“, sage ich und strecke ihm die Hand entgegen. Die Geste wirkt lächerlich, aber zurücknehmen kann ich sie auch nicht mehr.

„Ja, ich weiß“, sagt Daniel, der meine Hand kurz prüfend ansieht und dann einmal kräftig schüttelt. „Bettina hat mir schon gesagt, dass du kommst.“

„Zieh dir etwas an. Ich muss das Essen nur noch warm machen.“

Ich habe gar nicht bemerkt, wie sie aufgestanden ist. Bettina geht an mir vorbei auf ihren Sohn zu, gibt ihm einen flüchtigen Klaps, fasst ihn um die nackte Hüfte und zieht ihn mit sich. Was mir bleibt, ist den beiden nachzusehen, bis sein Hinterteil, von dem ich meinen Blick nicht losreißen kann, im Flur verschwindet.

Mutter hat die Angewohnheit, mir zu den Geburtstagen oder zu besonderen Anlässen mit den Fingerrücken sachte über die Wange zu streicheln, und Vater legt mir seine wuchtige Hand auf die Schulter, wenn er glaubt, mich wegen irgendetwas loben zu müssen. Das ist alles, was an Intimität zwischen uns möglich ist, und manchmal bedauere ich das, sehr sogar, aber ganz sicher nicht in diesem Moment. Anscheinend bin ich verklemmter, als ich dachte, aber Daniel ist eindeutig aus dem Babyalter heraus, wo man nackt herumläuft und Mami einem den kleinen, süßen Popo tätschelt. Und warum nennt er sie eigentlich Bettina?

Als ich sie darauf anspreche, hockt sie vor dem Backofen und begutachtet den Braten, dessen herzhafter Duft sich in der Küche auszubreiten beginnt. Zuerst scheint sie über die Frage verwundert, dann lächelt sie zu mir hoch, als amüsiere sie meine ernste Miene. Daniel habe nun mal seinen eigenen Kopf, sagt sie im Aufstehen. Und wenn ich ihn erst besser kenne, werde sich vieles aus seiner Naturverbundenheit heraus erklären. Unschlüssig, wie sie das gemeint haben könnte, lasse ich mich von ihr umarmen und am Hals küssen. Daniel, der frisch geduscht und angezogen in die Küche schlendert, beachtet uns nicht weiter, holt sich ein Glas Wasser und setzt sich an den Tisch. Er trägt eine knielange Jeans und darüber ein laubgrünes T-Shirt. Ich dachte, das ungute Gefühl, das ich vorhin empfand, wäre seinem nackten Auftritt geschuldet, aber auch jetzt hat seine Präsenz etwas Einschüchterndes. Bettina bittet ihn, auf den Herd zu achten, sie wolle nur schnell Kräuter aus dem Garten holen. Die Vorstellung, nun mit ihm alleine zu sein, wenn auch nur kurz, lässt mich schlucken.

Im Weggehen dreht sie sich noch einmal zu uns um. „Hast du

Matthias' Wagen schon gesehen? Er hat einen BMW, einen X5.“

Die Art und Weise, wie sie meinen Wagen anpreist, ist mir peinlich und zugleich bin ich verwundert. Bislang schien ihr das egal gewesen zu sein. Vermutlich denkt sie, ihn beeindruckend zu können, oder sie will uns einen Gesprächsstoff liefern, damit wir uns nicht anschweigen. Daniel schüttelt den Kopf.

„Ihr könntet doch morgen ein wenig herumfahren.“

„Warum sollen wir herumfahren?“

„Ich weiß nicht, einfach so.“

„Einfach so sterben die Fliegen, wenn der Winter kommt“, sagt Daniel.

Bettina, die darauf keine Antwort weiß oder sich diese verneigt, wirft ihm einen giftigen Blick zu und begibt sich nun endgültig auf Kräutersuche.

Ich unternehme erst gar nicht den Versuch, das Thema Auto weiterzuführen. Leider fällt mir auch sonst nichts ein. Weshalb ich das Einzige anspreche, das ungeachtet des peinlichen Schweigens für ein beschwichtigendes Brummen sorgt, den Heißluftofen.

„Riecht gut, was Bettina da kocht.“ Mein Lächeln gerät üppiger, als es zu dieser banalen Feststellung passt.

„Ja“, sagt Daniel. „Riecht gut, der falsche Hase.“

„Den hat es bei meiner Silvia oft sonntags gegeben“

„Bei wem?“

„Bei Silvia, meiner Mutter.“

Es ist das erste Mal, dass ich ihn grinsen sehe. Sein Gesicht verändert sich dadurch völlig. Endlich erkenne ich den Jungen, der er eigentlich sein sollte.

Als Bettina mit einem grünen Büschel in der Hand zurückkommt, meint er, dass wir bereits über das Essen gesprochen hätten und dass ich damit kein Problem habe. Woraufhin Bettina erleichtert ausatmet und mich anlächelt. Mir kommt das zwar seltsam vor, andererseits will ich ihre Freude nicht hinterfragen. Der Braten selbst hat mit Falscher Hase, wie ich ihn von meiner Mutter her kenne, wenig zu tun. Das magere Fleisch ist etwas zu

trocken, schmeckt aber zusammen mit der dunklen, sämigen Soße sehr lecker. Bettina ist anzumerken, dass sie die Situation genießt. Vermutlich hat sie sich das Wochenende genau so ausgemalt.

Irgendwann kommen wir auf das Thema Schule zu sprechen. Offenbar gehört Daniel zu den Besten seiner Klasse. Die Frage stellt sich demnach von selbst.

„Weißt du schon, was du später studieren willst?“

Daniel isst weiter, als hätte er meine Frage überhört, doch Bettinas betretener Blick verheißt nichts Gutes. Sie will ihrem Sohn die Antwort abnehmen, und ich spüre, dass sie Angst hat, etwas Falsches zu sagen.

„Wir werden sehen. Die Entscheidung hat ja noch Zei...“

Daniel legt sein Besteck klirrend auf dem Teller ab.

„Ich werde nicht studieren. Ich mache die Schule fertig, weil ich es Bettina versprochen habe, und dann steige ich aus. Soll die Welt an ihrer Konsumscheiße ohne mich ersticken.“

Bettina will kurz anheben, etwas zu erwidern, sticht dann aber mit der Gabel in eine kleine Kartoffel und schiebt sie als Ganzes in den Mund. Sie kann kaum kauen, reden schon gar nicht, und das war wohl auch der Sinn der Aktion.

„Was genau ... ich meine, was verstehst du denn unter Aussteigen? Willst du auswandern?“

„Wozu? Hier gibt es alles, was ich brauche. Ich kann Gemüse und Obst anbauen, im Wald Beeren und Pilze sammeln, und jagen werde ich nur, was ich wirklich brauche.“

Bettina schluckt und fügt halbherzig hinzu, dass Daniel ein sehr guter Jäger sei. Meinen irritierten Blick lässt sie unerwidert. Ich überlege, was ich zu alledem sagen soll. Im Grunde ist das doch eine Sache zwischen den beiden, auch wenn ich deutlich spüre, dass Bettina sich von mir eine Art Beistand erhofft. Natürlich ist Daniels Plan, nach der Schule auszusteigen, eine komplett hirnverbrannte Idee, und vermutlich will sie, dass ich ihm genau das jetzt mitteile, als Mann, als einer, der im Leben steht und einen teuren Wagen fährt. Seltsamerweise kann ich mir gut

vorstellen, wie er im Tarzankostüm durch den Wald streift, und plötzlich stellt sich mir eine ganz andere, drängendere Frage.

„Das war gar kein Falscher Hase, oder? Das war ein echter.“

Bettina schluckt und sieht ihren Sohn durchdringend an, wie ich es ihr nie zugetraut hätte.

„Ich dachte, du hast es ihm gesagt“, zischt sie.

Daniel tut, als würde er ihre Aufregung nicht nachvollziehen können.

„Warum soll ich einen Hasen töten, wenn ich einen Uhu finde?“

Sein Blick wandert zu mir. Hinter seiner beherrschten Fassade glaube ich ein Grinsen zu erkennen.

„Keine Sorge, der Uhu ist nicht lange am Boden gelegen“, fährt er fort, als könnte er meine Gedanken lesen. „Da waren noch nicht einmal Ameisen dran und das heißt was. Vermutlich ist er gegen einen Baum gekracht und dann abgestürzt. Passiert ganz selten. War also so etwas wie ein Glücksfall.“



## Der Wolkenziegel

Wie man nur so etwas Schreckliches tun kann, denkt Mascha, Wolken in rechteckige Ziegel pressen und auf Paletten schichten. Natürlich weiß sie, dass das nicht stimmt, dass sie sich das gerade ausgedacht hat, dennoch fühlt sich der Gedanke richtig an. So sind die Menschen, es ist ihnen zuzutrauen, und wenn sie es könnten, die Wolken vom Himmel saugen und in einer Presse zu kleinen, leblosen Ziegel zusammenquetschen, dann würden sie das auch tun. Mascha streichelt einen Ytong-Stein, die raue Oberfläche lässt sie an ihre Fersen denken, und hievt ihn schließlich in den Einkaufswagen. Sie schüttelt den Kopf: fünf Euro siebenundzwanzig für eine Wolke, die einmal frei und ungestüm über engstirnige Menschenköpfe einfach hinwegschwebte.

Heute hat Mascha ihren Einkaufswagen nicht lange suchen müssen – ja, ihren, und wenn sie den Baumarktleiter noch dreimal fragen muss, bis er ihn ihr endlich verkauft. In der ersten Parkschlange neben dem Eingang hat er brav auf sie gewartet und sie hat ihn am eingedrückten Seitengitter sofort erkannt. Geduldig musste sie sein, drei Kunden vorlassen und einen Rentner höflich abdrängen, der sich zwischen den Wagenschlangen nicht entscheiden konnte. Hätte er gewusst, warum Mascha genau diesen Einkaufswagen und nur diesen wollte, hätte er sie weniger streng angestarrt – Rentnerblicke können töten. Maschas Wagen hat nämlich Eigensinn oder Charakter. Das muss jeder für sich herausfinden. Sie jedenfalls mag sein quietschendes linkes Vorderrad, weil das Quietschen in ihren Ohren nach Vogelgezwitzschler klingt. Gleich wird sich das kleine, widerspenstige Ding wieder querstellen und wie immer wird das ruckartige Innehalten sie dann doch überraschen. Jedes Zurückschnellen ihrer Handballen von der roten Haltestange ein kleines Abenteuer, jeder Rückstoß über die angewinkelten Ellenbogen ein Lebenszeichen.

Drei waghalsige Bremsmanöver legt der Wagen hin, dann ist es Mascha, die mit einem Mal anhält. Bei den Silikonspritzen hat

sie ihn entdeckt. Wie er so dasteht, macht er einen ungefährlichen Eindruck, doch sie kann er nicht täuschen. Seine braunen Haare erinnern an Ackerfurchen, das weiße Hemd ist knitterfrei, die schwarzen Schuhe glänzen, das Kinn hebt er einem Balletttänzer gleich in die Höhe. Nur die hellblau-grau gestreifte Krawatte zieht leicht nach rechts – niemand ist perfekt.

Mascha tätschelt die rote Haltestange ihres Wagens, als wäre sie der Hals eines sanftmütigen Esels. Bleib ganz ruhig, flüstert sie ihm zu, der Mann tut dir nichts. Der Mann greift sich eine Silikonspritze und liest die winzige Schrift. Gute Augen hat er oder gute Kontaktlinsen. Mascha weiß auch so, was es da zu entziffern gibt, dass ihr Inhalt nach Essig duftet und man weiße Fugen ziehen kann, auf denen keine Schimmelpilze wachsen. Dass er keine Schimmelpilze mag, ärgert Mascha, aber nicht jede Gemeinsamkeit ist auch wirklich eine. Behutsam schiebt sie ihren Wagen hinter ihm vorbei und schießt dabei auf seine makellosen Hände, die vielleicht den Börsenbericht umblättern können, aber nie und nimmer mit einer Axt oder einem Stemmeisen umzugehen wissen. Maschas Zwerchfell gibt die zurückgehaltene Atemluft wieder frei. Jetzt ist sie sich sicher: Er ist einer, dieser Mann ist ein Geldhai, vermutlich nur ein kleiner, in einem Baumarkt fängt man keine großen. Aus den Augenwinkeln bemerkt sie, wie er sich nach dem Quietschen umdreht, das sich an ihm vorbeischleicht. Gut gemacht, flüstert sie und streichelt erneut den roten Eselhals. Der Geldhai wittert die Beute.

Silikon braucht Mascha heute keines, das Bad hat sie bereits im Frühling gerichtet, stehen bleibt sie aber trotzdem, keine drei Schritte von ihm. Ihren Rücken, der schon Komplimente erhalten hat, dass er ein entzückender Rücken sei, dreht sie ihm ein klein wenig zu. Als Mascha beginnt, in ihrer Tasche nach dem Hunderteuroschein zu kramen, biegt der Rentner von vorhin in den Gang. Sein Wagen schnurrt wie ein Kätzchen, sein Kopf pendelt zwischen den Regalreihen hin und her. Eingekauft hat er bislang nur Luft, dafür kontrolliert er, ob im Baumarkt auch Recht und Ordnung herrschen. Schneller, schneller, bitte, bitte,

denkt Mascha und presst die Lippen aufeinander, weil der Geldhai die Silikonspritze zurück ins Regal legt und sich abwendet, als wolle er im letzten Moment abtauchen. Ohne sich von der Stelle zu rühren, schiebt sie deshalb ihren Wagen ein Stück vor und zurück, nur so weit, dass das kaputte Rädchen ein wenig zwitschert. Vogelzwitschern ist gut fürs Gemüt, da will man bleiben und denkt an nichts Böses.

Der Rentner und sein Kätzchen passieren die Fugenkreuze und die Fliesenklebersäcke. Irgendwo quengelt ein Kind, weil es nicht bekommt, was es will. Der Baumarktsprecher preist Blumenerde mit Wachsgarantie um sechs Euro neunzig an. Noch ein Regalfeld und der Rentner wird um die Ecke in die Elektroabteilung einbiegen. Kurz überlegt Mascha, wie das Computerspiel aus Kindertagen heißt, bei dem sie stundenlang einen bunten Smiley durch ein Labyrinth gesteuert hat, damit er möglichst viele Bomben findet und verschluckt. Sie spürt die Zeit knapp werden und dass ihr Zwerchfell die Luft schon wieder zurückhält. Dann zieht der Hai eine braune Silikonspritze aus dem Regal und alles scheint wieder nach Plan zu laufen, auch wenn braune Fugen scheußlich sind.

Endlich ist der Rentner weg und Mascha startet den nächsten Versuch. Wieder kramt sie in ihrer Tasche, lässt den Schlüsselbund scheppern und die Taschentuchpackung rascheln, damit der Geldhai sich zu ihr umdreht. Ihre Finger sind kalt und zitterig, obwohl sie in diesem Manöver geübt sind. In der Hand, die sie schließlich herauszieht, ist nur ein weißes Taschentuch zu sehen. Ihren entzückenden Rücken wendet sie ihm nun ganz zu. Und dann fällt der Hunderteuroschein, fällt wie zufällig aus dem Schatten ihrer Finger, segelt wie ein hellgrünes Blatt zu Boden, das ein Windstoß vom Baum gepflückt hat. Mascha wartet und horcht. Die Geräusche in ihrem Rücken sind schwer zu deuten. Ein wenig Stoffknittern, ein bisschen Atmen. Vielleicht bückt er sich, vielleicht legt er die scheußlich braune Silikonspritze zurück ins Regal, vielleicht hat er auch nur sein Handy aus der Hosentasche gezogen. In Mascha ruckt und zuckt es, ihr

Kopf will herumfahren, sie schluckt, zieht die Schultern hoch und schiebt ihren Einkaufswagen ein Stück das endlos erscheinende Silikonsortiment entlang. Sie muss die Leine straffen, gerade so viel, dass er es nicht bemerkt. Quietsch, zwitscher, zwitscher, quietsch. Gleich wird sich der Geldhai zeigen, gleich wird er den Köder verschlingen. Sekunde um Sekunde verstreicht. Du musst atmen, mahnt die innere Stimme, wer denken will, braucht Luft.

Mascha denkt an den Geldhai von letzter Woche zurück, der im letzten Moment dann keiner war, sondern ein menschenfreundlicher Delfin. Sie erinnert sich an seinen lustigen Tonfall, der gut zum hüpfenden Kehlkopf passte, und an sein Lächeln, wie er ihr den aufgehobenen Hunderter entgegenstreckte.

Mascha horcht in den Baummarkt. Die Unruhe, die Gesprächsfetzen, die schnurrenden Einkaufswagen kommen näher, und weil er vielleicht Verdacht geschöpft hat, könnte der Rentner jederzeit kehrtmachen. Maschas zählt stumm bis sieben, dann beschließt sie, die Angelschnur stärker zu spannen, und schiebt ihren Wagen erneut ein Stückchen voran. Quietsch. Noch ein Stückchen. Zwitscher. Mascha spürt seine Blicke und glaubt, seine Gedanken zu hören. Er überlegt, ob er es riskieren soll, in seine Haifischhaut zu schlüpfen und zuzuschnappen. Beiß zu, beiß endlich zu, denkt Mascha und dass Geld hinterlistiger ist als Aids, Atombomben und Rauchen zusammen. Geld macht alles kaputt und keiner merkt es, die Geldhaie am wenigsten, und deshalb sind sie auch immer hungrig.

Bei den Fugenkreuzen bleibt Mascha ein letztes Mal stehen. Es gibt verschiedene Größen. Im Frühling, als sie das Bad neu gefliest hat, hat sie die kleinsten genommen, aber selbst die waren noch zu groß. Fugengitter schneiden die Welt in Stücke und verwandeln an trüben Tagen ein Badezimmer in einen Käfig.

Irgendwann ist das Regal zu Ende, Mascha schielt zurück und ist überrascht. Der Gang klafft leer, aber nur kurz. Eine Familie betritt den Flur, Vater, Mutter, zwei Kinder. Sie flanieren gut gelaunt an den Silikonspritzen vorbei und steuern zügig auf

Mascha zu. Sie sind auf dem Durchmarsch, vielleicht zu dem Sandspielzeug in der Gartenabteilung, vielleicht sucht der Vater einen Hochdruckreiniger für die Garageneinfahrt. In dieser Regalreihe scheint die Familie nichts zu interessieren, niemand bückt sich, bleibt stehen oder stößt einen Jubelschrei aus, weil er einen Hunderteuroschein entdeckt hat. Läge er noch am Boden, hätten ihn acht Augen gefunden. Maschas Grinsen spannt sich von einem Ohr zum anderen: Der Geldhai hat den Köder geschluckt. Ihn an Land ziehen und Haifischsteaks aus ihm machen will sie aber nicht, um keinen Preis. Soll er den Hunderter ruhig verdauen und zu seinesgleichen zurückschwimmen, soll er ihnen sagen, dass das Meer voller dummer Fische ist, sollen ihn seine Magensäfte von innen her auffressen.

## Das Institut

„Mögen Sie Menschen?“

Joshuas Mundwinkel zuckten, aber er ließ nicht zu, dass sie sich nach oben wölbten. Dafür strahlte er innerlich, als trage er im Bauch eine kleine Sonne mit sich herum. Alle denkbaren Fragen war er durchgegangen und auf diese hatte er ganz besonders gehofft. Nicht so schnell, nicht als Gesprächseröffnung, aber das bot ihm nun umso mehr die Chance, glaubwürdig zu wirken. Er durfte nur nicht zu dick auftragen und musste den gelassenen Tonfall treffen, den er noch heute Morgen vor dem Badezimmer-Spiegel geübt hatte. Das war entscheidend. Die Souveränität entschied immer.

Etwas mehr als ein Jahr war vergangen, seit Joshua das letzte Buch über die in die Jahre gekommene Verkaufstheke gereicht hatte. Indisch für Anfänger, ein lächerliches Werk für Kochamateure, die sich mittels Curry aus dem Discounter auf die Suche nach sich selbst begaben. Ein blamables Ende für den kleinen Buchladen in der Ammenringstraße, in dem er bereits als Lehrling angefangen hatte. Seither war er unermüdlich auf Arbeitssuche, steckte eine Absage nach der anderen ein. Vielleicht war dieser Job seine letzte Chance und die wollte er ergreifen. Alles war besser als das Gefühl, die Wände bewegten sich auf einen zu, wie die einer Schrottpresse.

So gesehen war es verwunderlich, dass Joshua nun die räumliche Enge und das fehlende Fenster nicht störten. Was wohl daran lag, dass die reduzierte Einrichtung angenehm unaufdringlich und ausbalanciert wirkte. So spiegelten sich beispielsweise Form und Maserung der länglichen Holzkommode in dem kniehohen Tischchen wider, das mit seinen dünnen Metallfüßen einen schwebenden Eindruck vermittelte. Wie Mutter und Tochter standen darauf eine bauchige Glaskaraffe und ein zwiebel-förmiges Trinkglas. Joshua nahm sich vor, gleich nach seiner Antwort einen Schluck des angebotenen Wassers zu trinken. Aus Höflichkeit und auch, weil sich sein Hals zunehmend tro-

cken anfühlte. Den unbestrittenen Mittelpunkt des Raums nahm ein Bonsai ein, der wegen seiner knorrig gekrümmten Haltung tatsächlich so aussah, als hätte er jahrhundertlang allen Stürmen und Wintern getrotzt. Er thronte auf einem weißen Sockel, und jedes seiner grünen Blätter, keines größer als ein Fingernagel, besaß winzige, spitz zulaufende Zacken. An der Decke über dem Bäumchen hing eine schlichte, kugelrunde Leuchte. Ihr Licht erinnerte an einen lauen Spätsommerabend und war so sanft, dass Joshua glaubte, es auf seiner Haut zu fühlen. Alles in allem wirkte dieser Raum also keinesfalls wie ein Büro. Vielmehr war es ein Rückzugsort, der die hektische Welt ausspernte.

Neben Joshua, auf einer olivgrünen Ledercouch, saß Hikaru Ashiba. Ihr dichtes schwarzes Haar war zu einem kniffligen Knotengebilde hochgesteckt, das fast wie ein zweiter, etwas kleinerer Kopf aussah – ein Schattenkopf. Sie hatte sich ihm als die Geschäftsführerin des Instituts vorgestellt und vermittelte bis in die kleinste Regung einen bedachten und selbstsicheren Eindruck. Selbst wenn er sie sich als Marathonläuferin vorstellte, brachte seine Fantasie lediglich einen einzelnen Schweißtropfen hervor, den sie sich nach der Ziellinie mit einer anmutigen Geste von der Stirn wischte. Hikaru Ashiba war eine Frau, die wusste, was sie wollte, die ihre Karriere geradlinig vorantrieb und mit ihrem perfekten Lächeln jeden Mann verzaubern und gleichzeitig auf Distanz halten konnte. Und ebendiese Unnahbarkeit in Verbindung mit der kaum nennenswerten Distanz empfand er als hochgradig unangenehm. Er hätte sich nur ein wenig zu Seite beugen müssen, um seine Hand auf eine ihrer graziilen Knie-scheiben zu legen, die unter dem schieferfarbenen Seidenkleid hell hervorstachen. Obwohl er das natürlich niemals wagen würde, haderte Joshua mit der Frage, wie weit er sich ihr zuwenden sollte, ohne aufdringlich zu wirken. Auch das war wichtig, um seiner Antwort die nötige Ausgewogenheit zu verleihen. Doch was asiatische Verhaltensregeln anging, besaß er keine wirkliche Vorstellung. Um ein Bewerbungsgespräch zu führen, war diese Couch jedenfalls denkbar ungeeignet. Fast noch mehr

irritierten ihn jedoch ihre porzellanartigen Gesichtszüge, die nicht die geringsten Unregelmäßigkeiten erkennen ließen. Beinahe so, als wäre eine Gesichtshälfte das Spiegelbild der anderen. Welche die echte war, vermochte Joshua aber nicht zu entscheiden.

Harmlos lächelnd erwartete sie nun eine Antwort, als hätte sie sich lediglich nach seinen kulinarischen Vorlieben erkundigt: Mögen sie Schweinefleisch süßsauer? Ja, ich liebe Schweinefleisch süßsauer, hätte er darauf erwidert. Sehr sogar, am liebsten mit einer Extrabrise Szechuanpfeffer. Die Frage, ob er Menschen möge, war mit dieser aber nicht vergleichbar. Sie zielte ohne Umwege auf den Kern. Keine Spielchen, kein Herumgerede. Aus seiner Antwort würde sie sofort heraushören, ob er sich für diesen Job eignete. Und genau deshalb leuchtete Joshua innerlich, er hatte es vorhergesehen und sich darauf vorbereitet. Ehe er also loslegte, nickte er, gerade so viel, dass es nachdenklich wirkte, aber keinesfalls überhastet.

„Wie ich in meiner Bewerbung angeführt habe, habe ich in einer Buchhandlung meine Lehre absolviert und bin bis vor einem Jahr dort angestellt gewesen. Das Wichtigste an diesem Beruf, den ich sehr geliebt habe, war, dass man auf Kunden eingehen konnte. Jeder Mensch ist verschieden und hat andere Vorlieben. Der eine wünscht Empfehlungen, der andere eine fundierte Beratung oder nur ein zustimmendes Lächeln. Deshalb ja. Würde ich Menschen nicht mögen, hätte ich diesen Beruf nie so lange ausüben können.“

„Das freut mich zu hören, Herr Bender.“ Hikaru Ashibas Lächeln war nicht zu deuten. „Sie werden verstehen, dass das für uns sehr wichtig ist. Haben Sie nach der Tätigkeit als Buchhändler nicht auch eine Ausbildung als Krankenpfleger begonnen?“

Joshua hatte gehört, dass große Konzerne ihre Bewerber screenten. Was nichts anderes bedeutete, als dass sie deren Leben vom Kindergarten bis zum Berufsleben durchleuchteten, jeder Bußgeldbescheid wegen Falschparkens wurde da zutage gefördert. Selbst private Dinge waren nicht tabu. Damit, dass auch er



einmal gescreent werden könnte, hatte er trotzdem nicht gerechnet. Jedenfalls hatte er in seiner Bewerbung die Krankenpflegersache nicht erwähnt. Und das aus gutem Grund. Augenblicklich erlosch sein inneres Leuchten und hinterließ eine leere, dunkle Höhle. Ähnlich dunkel wie die schwarzen Augen, die ihn neugierig anblickten.

„Ja, diese Ausbildung habe ich begonnen. Das stimmt. Aber es war dann doch nicht das Richtige für mich.“

„Inwiefern nicht das Richtige?“ Ohne es verhindern zu können, presste Joshua die Lippen aufeinander und drehte den Kopf weg von Hikaru Ashiba. Sein Blick wanderte durch den kleinen Raum, als suchte er nach dem Fenster, das er noch vor wenigen Augenblicken nicht zu vermissen glaubte. „Hatten Sie sich diese Arbeit anders vorgestellt?“

Was sollte diese Frage? Natürlich hatte er sich diese Arbeit anders vorgestellt. Jeder würde das. Niemand kann sich ausmalen, wie es ist, dreimal am Tag einem jähzornigen Achtzigjährigen den Hintern zu wischen oder einer Mutter von drei kleinen Kindern beim Sterben zuzusehen. Weil Joshua sich nun sicher war, diesen Job abschreiben zu können, fiel seine Antwort kurz und resigniert aus.

„Ja. Vermutlich.“

„Das kann ich gut verstehen, Herr Bender. Was man in diesem Beruf erlebt, ist auf Dauer schwer zu ertragen.“ Joshua nickte. „Und wie haben Sie sich den Job hier im Institut vorgestellt?“

Auch auf diese Frage hatte er sich eine Antwort zurechtgelegt. Er hatte ausführen wollen, dass er eine offene, lebensbejahende Person sei, die gerne auf Menschen zugehe und mit körperlicher Nähe keine Probleme habe. Doch wie glaubwürdig würde das nun klingen? Hikaru Ashiba hatte recht: Er besaß keinerlei Vorstellung von diesem Job. Er war hier, weil die Wirtschaft mit einem Buchhändler nichts anzufangen wusste. Genauso gut hätte sie fragen können, wie er sich sein Leben vorstelle. Die Antwort bliebe dieselbe: Ich weiß es nicht. Anders. Ganz anders.

Institute wie dieses, das Hikaru Ashiba sicher vorbildlich führte, gab es mittlerweile in allen Großstätten. Joshua hatte noch nie eines besucht. Selbst wenn er es sich hätte leisten können, wäre ihm sein Geld dafür zu schade. In der Zeitung hatte er einmal gelesen, dass es Firmen gab, die Burnout gefährdeten Mitarbeitern die Behandlung bezahlten. Begonnen hatte der Trend in Japan. Wie so viele Ideen, die von einer ganzheitlichen Sichtweise ausgingen. Ganzheitlich im Sinne von: Wie formt man aus labilen oder leistungsschwachen Menschen die perfekten Mitarbeiter und Konsumenten? Darauf lief es letztlich hinaus. Wer auf dem Weg zum vermeintlichen wirtschaftlichen Glück seine zwischenmenschlichen Beziehungen eingebüßt hatte, holte sich in einem dieser Institute, was er nirgendwo sonst mehr bekam: eine Umarmung. In ebendieser Handlung, die für gewöhnlich Familienmitglieder und Freunde in vertrauter Weise untereinander zelebrierten, bestand die einzig angebotene Dienstleistung. Zu einem beachtlichen Preis, doch dafür wurde man auch nicht von irgendjemandem, sondern von einem extra dafür ausgebildeten Profi umarmt.

„Sie haben recht.“ Joshuas Stimme ließ jeden Glanz vermissen. Er machte Anstalten, aufzustehen. „Ich verschwende nur Ihre wertvolle Zeit. Besser, ich gehe.“

„Das wäre sehr schade“, sagte Hikaru Ashiba und legte ihre Hand auf seinen Unterarm. „Bleiben Sie. Bitte.“

Joshua hielt dem Dunkel ihrer Pupillen nicht lange stand und schwenkte den Blick in Richtung Bonsai. In seinem Wesen wirkte dieser nicht minder unnahbar und gefestigt, doch fehlten ihm die Augen. Er spürte ihre Hand seinen Arm emporgleiten und wie sich Finger für Finger auf seine Schulter legte. Reglos starrte er weiter auf das Bäumchen. Dieses hatte sein Zuhause in einer ovalen grauen Tonschale, die man wegen ihrer Größe nur mit beiden Händen würde hochheben können. Moose und weißliche Flechten bedeckten weite Teile der schwarzen Erde, aus der sich zahlreiche Wurzeln wanden, die dem sichelförmig gebogenen Stamm seinen Halt gaben. Die Baumkrone glich in ihrer Form

einem Fahrradhelm.

Begleitet von einem leisen, dumpfen Knirschen, das die Leder couch von sich gab, rückte Hikaru Ashiba so nahe an Joshua heran, dass sich ihre Oberschenkel berührten. Noch bevor er sich hätte Gedanken machen können, was als Nächstes geschehen würde, griff sie mit ihrer freien Hand nach seiner anderen Schulter und drehte seinen Oberkörper sanft, aber bestimmt zu sich. Erst hielt er den Kopf gesenkt, doch als er schließlich aufblickte, war die Verwunderung groß. Hikaru Ashiba hielt die Augen geschlossen. Ihr makellostes Gesicht war das einer Porzellanpuppe. Je länger er sie ansah, desto dunkler und verschwommener nahm er die Konturen im Raum wahr. Bald hob sich der Bonsai von der nun tiefbläulichen Mauer nur mehr als Scherenschnitt ab. Hikaru Ashibas Haut überzog indes eine schimmernde Lichtlasur. Ihr kirschrot geschminkter Mund lächelte. Sie atmete gleichmäßig, und ihr Brustkorb hob und senkte sich in einer Weise, dass Joshua darin eine erwartungsvolle Vorfreude zu erkennen glaubte. Dann neigte sie den Kopf zur Seite und die Umarmung geschah in einer einzigen fließenden Bewegung. An seiner Hüfte und auf seiner Schulter spürte er kleine, warme Handflächen. Eine Wange sank sanft in die Mulde oberhalb seines rechten Schlüsselbeins. Joshua verharrte regungslos und zog gerade so viel Luft durch die Nase, dass er nicht das Bewusstsein verlor. Schließlich schloss auch er die Augen. Insgeheim hoffte er auf ein Geräusch außerhalb des Zimmers, ein letztes Aufbegehren der Welt, bevor sie aufhörte, zu existieren. Doch es blieb still. Nicht einmal die gedämpfte Sirene eines jener Rettungswagen, die für gewöhnlich ohne Unterlass durch die Straßen der Stadt fegten, war zu hören. Eine angenehme Benommenheit überkam ihn. Das einsetzende Meeresrauschen musste er sich einbilden, aber das war ihm längst egal. Seine Sinne hatten sich um Wichtigeres zu kümmern: um Hikaru Ashibas Fingerspitzen, die sich weiter zur Wirbelsäule vortasteten; ihre Brüste, die er immer deutlicher auf seinen Rippenbögen spürte; oder ihren erfrischenden Mandarinenduft, der ihn einhüllte wie

ein vorgewärmter Bademantel. Noch nie in seinem Leben hatte er an etwas derart Dekadentes gedacht, und schon gar nicht war er je in einen vorgewärmten Bademantel hineingeschlüpft. Dennoch empfand Joshua diesen Gedanken wie eine Befreiung. Endlich wagte auch er sich vor und legte seine Hände vorsichtig um ihre Hüften. Ein leises Seufzen, das nur Hikaru Ashibas Mund entstammen konnte, mengte sich in das leise Rauschen der Wellen. Joshua überließ sich nun ganz der Wärme, die in ihn einströmte. Seine Muskulatur wurde weicher, gab bald jeglichen Widerstand auf und wogte im Rhythmus zweier synchroner Lungen. In diesem Raum fand sein glückloses Leben nicht statt. Hier gab es nur zwei Menschen, die sich aneinander festhielten, als trieben sie auf einem Rettungsboot dahin. Und nicht einmal dessen war er sich noch sicher. Vielmehr kam es ihm vor, als lösten sich die natürlichen Grenzen zwischen den Dingen auf.

Anfangs war es nur ein Wimmern, doch daraus erwuchs ein Schluchzen, das Joshua durchschüttelte und kaum noch zu Atem kommen ließ. Hikaru Ashiba ließ ihn dennoch nicht los. Ihr zierlicher Körper besaß Kräfte, die man ihm nicht zutraute. Joshua selbst bemerkte seine Tränen erst, als das sich zurückziehende Meeresrauschen und das nun wieder hellere Licht in sein Bewusstsein vordrangen. Ungelenk und verstört entwand er sich der Umarmung, sank zurück auf die Ledercouch und rang nach Luft. Nachdem er sich halbwegs erholt und seine Wangen mit dem Hemdsärmel getrocknet hatte, blickte er sich im Raum um. Nichts hatte sich verändert: Hikaru Ashiba sah ihn lächelnd an, und das Bonsaibäumchen beschwor eine zeitlose Welt herauf, die sich von Gefühlsausbrüchen unbeeindruckt zeigte.

„Ich glaube, Sie wären für diesen Job sehr gut geeignet.“ Joshua blickte sie ungläubig an. Er fühlte sich verspottet und schüttelte den Kopf. Erstmals erlosch Hikaru Ashibas Lächeln und ihre Miene trübte sich. „In den Armen eines anderen Menschen kommt das hervor, wofür er alleine nicht stark genug ist“, fuhr sie mit ernster Stimme fort. „Sie haben gerade erfahren und erlebt, wofür viele meiner Mitarbeiter Wochen oder Monate benö-

tigen. Wenn Sie diesen Job also immer noch wollen, dann erwarte ich Sie morgen. Und jetzt entschuldigen Sie mich. Ein wichtiger Kunde wartet.“